

EINÜBUNG UND WEISUNG

Friede deinen Mauern!

Zum Umgang mit Grenzen

Grenzprobleme, Abgrenzungen, Umgang mit eigenen Grenzen, Grenzen des Wachstums, Schwächen und Grenzen des Menschen – auf Schritt und Tritt stößt der Mensch auf Grenzen. Was bedeuten sie ihm? Wie geht er damit um? – Abreißen? Aufbauen? Überschreiten? – Und was für Empfindungen kommen im Menschen hoch angesichts von Grenzen? – Ohnmacht? Wut? Trauer? Aggressivität? Sicherheitsgefühl? Geborgenheit? Ängste? – Wie dem auch sei, es stellt sich in tausend Variationen immer neu die Frage, wie wir mit Grenzen umgehen, ja, wie wir im Umgang damit immer wesentlicher zu unserem Menschsein gelangen.

Die handfesteste Weise von Grenzen, das sind Mauern. Darum sollen sie zum Realsymbol für Umgangsmöglichkeiten mit Grenzen dienen. Die Modelle für die Mauern und die Umgangsweisen damit stammen aus dem Alten und Neuen Testament und haben wohl eine eigene, starke Aussagekraft, da es im wahrsten Sinne des Wortes geschichtliche Mauern sind, d. h. Grenzen, an denen sich menschliche Geschichte, genauer noch menschlich-göttliche Geschichte abgespielt hat. So richtig zum Sprechen kommen diese Hinweise freilich wohl erst, wenn man sich *meditierend* den Fragen stellt: Was sind die Mauern und Grenzen in meinem Leben? Wie gehe ich mit ihnen um? – Die heimliche oder offensbare Sehnsucht beim meditierenden Umgang mit den Grenzen, denen wir begegnen, mag die sein, den alttestamentlichen Segenswunsch mitten im eigenen Leben vernehmen zu dürfen: „Friede deinen Grenzen!“

„Friede wohne in deinen Mauern!“ (Ps 122, 7)

Wenn eine jüdische Wallfahrergruppe nach tagelangem Fußmarsch in sengender Hitze und durch Wüstengelände endlich die Mauern Jerusalems erblickte, vielleicht gar im Morgenglanz der Sonne oder im Abendlicht, dann konnte sie nur in Jubel ausbrechen und ihren Namen Juda, d. h. Jehuda, und dies bedeutet Jubel und Dank, in Gesängen wahrmachen.

Diese Freude an den Mauern Jerusalems kann darauf aufmerksam machen, daß Begegnung mit Begrenzungen auch, ja vielleicht zunächst oder zutiefst Anlaß zur Dankbarkeit sein kann.

Warum dies? – Weil Grenzen nicht nur der Ort sind, wo etwas aufhört, sondern auch und zuerst, wo etwas anfängt. Weil Abgrenzung *von* anderen und anderem (nicht einfach *gegen* andere) um der Eigenheit und Freiheit des eigenen

Wesens willen und für das Wachsen des personalen Ichs notwendig sind. Weil Menschwerdung Inkarnation, Fleischwerdung besagt und darum nur im Sich-Einlassen auf Grenzen geschieht. Warum? Weil das Ja zur begrenzten Unendlichkeit des Menschen die Annahme der eigenen Geschöpflichkeit sein kann. Warum? Weil so der Mensch von der Ursünde befreit werden kann, durch die er keine Grenze im Paradies akzeptieren konnte und damit dem „Glauben“ verfiel: wenn ich nicht alles habe, kann ich nicht glücklich sein; wenn Gott mir eine Grenze setzt, dann liebt er mich nicht. Warum ein Ja zu Grenzen? Vielleicht auch, weil Leben Schutz braucht und es wohl kein bloßer Zufall ist, daß das Wort „Friede“ ursprünglich von „Umfriedung“ stammt, d.h. es gab nicht überall Frieden, sondern oft genug nur in einem geschützten Raum.

Diese Hinweise und Überlegungen dürften die Fragen entstehen lassen: Wie erfahre ich Mauern, Grenzen, Begrenzungen? Nur negativ? Oder gibt es auch Grenzen, die mir Frieden geben; Grenzen, die mich mir selber schenken; Grenzen, die mir Ordnung, das Maß meiner selbst und damit inneren Frieden schenken? Welche Grenzen möchte ich mehr annehmen können? Gibt es Grenzen, heimatliche Mauern, die mein Herz aufbrechen und zum Jubel entgrenzen?

„Schon stehen wir in deinen Toren, Jerusalem“ (Ps 122, 2)

Weil wir Menschen manchesmal so „vernagelt“ sind und ein Brett vor dem Kopf haben, darum muß auf das Normalste aufmerksam gemacht werden, nämlich daß Mauern üblicherweise Türen und Tore haben und Flüsse ihre Brücken und Grenzen Grenzübergänge. Und da gilt es eben, wenn man an der falschen Stelle auf die Grenze stößt, nicht gleich zu verzweifeln und mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen, sondern zu suchen, wo es weitergeht. So wie das bei einem Krabbelkind ist, wenn es zur ersten Stuhlbesteigung ansetzt oder beim Chemiker, wenn erst der tausendste Versuch eine neue brauchbare Verbindung ergibt. Manchesmal muß man jahrelang träumen, bis es weitergeht, und manchesmal träumen Generationen und Jahrtausende vom Fliegen, bis es zu einer späteren Zeit dann gelingt.

Hier gälte es zu fragen: Stehe ich beim geringsten Hindernis gleich entmutigt da wie der berühmte Ochs' vor dem Berg, und hindern mich alle möglichen Scheuklappen, nach rechts und links zu schauen, ob's da vielleicht weitergeht? Oder bin ich eher ein Gegentyp, der sich sagt: ein Hindernis – jetzt erst recht! Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg! Am anschaulichsten kann das werden, wenn man verzweifelt sucht, eine Tür zu öffnen – nach der falschen Seite –, und entmutigt aufgibt, statt zu bemerken: Das Tor ist offen!

Paulus in Damaskus:

„....und ließen ihn bei Nacht in einem Korb die Stadtmauer hinab“ (Apg 9, 25)

Manchmal ist es schon so, daß eine Tür offen ist und man mit dem Schlüssel noch versucht, sie – vergeblich – zu öffnen oder gar zuschließt; aber manchmal

sind Mauern wirklich Grenzen ohne Durchlaß, weil die Tore verschlossen sind und auch das sogenannte „Nadelöhr“, eine kleine Tür im großen Tor für die Spätankömmlinge in der Nacht, verschlossen ist. Was dann?

Eine Reaktionsmöglichkeit ist in der Apostelgeschichte aktenkundig gemacht worden. Nachdem Paulus durch seine neue Botschaft die Judengemeinde in Aufregung versetzt hatte, „beschlossen die Juden, ihn zu töten. Doch ihr Plan wurde dem Saulus bekannt. Sie bewachten sogar Tag und Nacht die Stadttore, um ihn zu beseitigen. Aber seine Jünger nahmen ihn und ließen ihn bei Nacht in einem Korb die Stadtmauer hinab.“ (Apg 9,23–25; vgl. auch 2 Kor 11,32)

Wenn Grenzen wirklich verschlossen sind, dann bietet sich das Modell „Paulus in Damaskus“ an, d.h. mit viel Phantasie, einer gehörigen Portion Mut und der Mithilfe anderer können viele Grenzen überwunden werden.

Dieses Modell im Blick lohnen sich die Fragen an das eigene Leben und das eigene Problemlösungsverhalten: Wie steht es mit der *Phantasie* angesichts von Grenzen? Spiele ich alle möglichen und vielleicht auch unmöglichen Möglichkeiten durch? Bin ich wendig genug, verschiedene Alternativen und Arbeitshypthesen und Lösungsmöglichkeiten aufzustellen, oder bin ich ein Einbahnstraßendenker? Antworte ich angesichts von Mauern mit Kopflosigkeit oder durch brain-storming? – Und: Wie steht es mit dem Mut und der Ermutigung? Schenke ich den andern auch etwas Glauben, die mir durchaus mehr zutrauen als ich mir selber? Man muß ja nicht den starken Mann markieren, aber Pfeifen im dunklen Wald kann doch auch manchmal helfen, und schließlich gibt es zwischen dem Mut des Löwen und dem Hasenfuß Übergangsmöglichkeiten.

Josua vor Jericho:

„Die Widderhörner wurden geblasen ... und die Stadtmauer stürzte in sich zusammen“ (Jos 6, 20)

Die Geschichte von der Einnahme Jerichos zählt zu den einprägsamsten Geschichten der Bibel. Sieben Tage lang umkreist Israel die Stadt; am letzten Tag siebenmal. Beim Blasen der Widderhörner durch die Priester und beim Kriegsgeschrei des Volkes stürzt die Stadtmauer in sich zusammen. Dieses Geschehen soll als Anlaß und Symbol dienen, vom „charismatischen Modell“ des Umgangs mit Grenzen zu sprechen.

Mit dem „charismatischen Modell“ ist etwas gemeint, das nicht wenigen Menschen fremd vorkommt, wenn sie Kontakt zu charismatischen Bewegungen bekommen oder entsprechende Bücher lesen. Dort wird nicht selten davon erzählt, daß Menschen dazu eingeladen werden, für eine Not und in einer Notsituation Gott zu danken. Das muß fremd, provozierend, ja fast abstoßend wirken für viele Menschen. Wie soll man Gott danken für eine schmerzliche Krankheit, für ein Alkoholproblem, für das Sterben eines lieben Menschen?

Vor dem Versuch, Erklärungen zu geben, ist es vielleicht wichtiger, darauf hinzuweisen, daß es wirklich Menschen gibt, die auf diesem Weg Befreiung, Erlösung, Heil und Heilung erfahren haben. Auch wer sich weit mehr in einem der

biblischen Kranken erkennt, die am Weg sitzen und um Erbarmen schreien, der darf doch tolerant zur Kenntnis nehmen: Gott hört auf Menschen, die sich an Grenzen wundstoßen und noch mit der Beule am Kopf Gott loben und preisen.

Die geistig-geistliche Grundlage dieses Umgangs mit Grenzen ist die Glaubensüberzeugung: Jede Situation, auch die scheinbar absurdeste und schmerzlichste, kann Sinn gewinnen und hat Sinn, wenn man sie in Beziehung zu Gottes Liebe bringt. Es lohnt sich, „zur Vorsicht“ und im voraus immer schon Gott zu danken. Er, der alles gut gemacht hat, wird auch alles zum Guten wenden und gerade darin seine Größe zeigen.

Das „charismatische Modell“ gibt die Frage mit: Wäre das nicht auch etwas für mich, nach dem ersten spontanen Aufschrei ein Loblied des glaubenden und hoffenden Herzens anzustimmen zu versuchen, wenn auch vielleicht mit zitternder Stimme? Paulus, der große Charismatiker des Neuen Testaments, lädt dazu ein mit den Worten: „Bringt Eure Bitten mit Dank vor Gott.“ (Phil 4,6) Dies ist im Geiste Jesu gesprochen, der sagt: „Alles, worum ihr betet und bittet – glaubt nur, daß ihr es schon erhalten habt, dann wird es euch zuteil.“ (Mk 11,24)

Bileam zwischen Weinbergmauern:

„Weder rechts noch links gab es eine Möglichkeit auszuweichen“ (Num 22,26)

Der Seher Bileam, getrieben von prophetischem Geist, ist unterwegs. Es kann ihm nicht schnell genug gehen. Nur sein Esel macht nicht mit. Ganz gegen seine Gewohnheit bleibt er immer wieder stehen. Er sieht den Engel Gottes, der Bileam den Weg verwehrt. Der Seher sieht nichts. Wütend treibt er das Reittier an, bis sie an eine Stelle kommen, wo rechts und links zwei Mauern sind und der Engel den Weg nach vorne versperrt. Der Esel geht unter Bileam, der ihn am liebsten erschlagen würde, wie er sagt, in die Knie. Dem Seher werden die Augen geöffnet, und er erkennt, daß ein Gottesengel ihm den Weg versperrt.

Auch dies ist eine Grenzsituation: der Wille Gottes, der Auftrag Christi. Es kann sein, daß ein Mensch, getrieben von prophetischem Selbstbewußtsein und im sicheren Wissen, wem zu fluchen und wer zu segnen sei, nach vorne prescht – und gar nicht merkt, daß Gottes Wille ihn einen anderen Weg führen will. Ein Esel kann da manchesmal hellsichtiger sein; so kann der Esel, Bruder Leib, schon signalisieren, daß man zu viel tut oder zu verkrampt kämpft, aber Wille und Intellekt tun noch nicht mit. Da kann es sein, daß der Mensch hart an seine Grenze verwiesen wird; wenn etwa seine leibliche und seelische Gesundheit schweren Schaden leiden. In diesem Sinn kann Gottes Wille eine Grenze sein, die den Menschen vor sich selbst schützen will.

Nebukadnezar vor Jerusalem:

„Die Chaldäer rissen die Mauern Jerusalems nieder und legten Feuer an alle seine Paläste“ (2 Chr 36,19)

Das „Modell Nebukadnezar“ gehört zu den geläufigsten der großen Weltgeschichte. Es zeigt die zerstörerische Gewalttätigkeit, die destruktive Aggression.

Ein Vasall, der König Zidkija von Jerusalem, fällt von der Großmacht und „Schutzmacht“ der Chaldäer ab. Diese reagiert mit ihren Waffen, d.h. mit Gewalt. Die Mauern werden niedergeissen, die Häuser verbrannt und die Bewohner getötet oder verschleppt. Unverhüllt zeigt sich das Gesicht der zerstörerischen Gewalttätigkeit, der destruktiven Aggression.

Diese „Umgangsweise“ zeigt sich im Großen wie im Kleinen. Nach außen wirkt sich Aggressivität aus in allen Stufungen von der physischen Gewalt über zugeschlagene Türen, geballte Fäuste, nervös trommelnde Fingerkuppen oder Fußbewegungen bis zu Schlagworten und Drohungen: „Dem werd' ich's zeigen!“, „Die soll was erleben, wenn sie heimkommt!“, „Ich kann auch anders!“ usw. – Und die Innenseite? – Ärger, Wut, Aufgeregtheit, Groll, Haß, Zorn, d.h. aggressive Gestimmtheiten in allen Schattierungen und Intensitätsgraden. Die Psycho-Logik ist immer dieselbe: Da ist ein Widerstand? Da stellt sich mir was in den Weg? – weg damit! Und zwar sofort und mit Gewalt.

Auch hier natürlich wieder die Frage: Wo macht sich der „Nebukadnezar in mir“ breit? Wo liegen, vielleicht weit in der Kindheit oder Jugendzeit zurück, Situationen, die mein Problemverhalten geprägt haben? Wo war Aggressivität das vorgelebte Verhalten, mit dem Probleme angegangen wurden? Wo wurde auf etwas anderes gar nicht reagiert? Wo wurde ich zum eigenen Erschrecken von maßloser Wut übermannt?

Jonas vor Ninive:

„Es ist besser für mich zu sterben als zu leben!“ (Jona 4,8)

„Fliehe, wer kann!“ – dies scheint für das Verhalten angesichts von Grenzen für den Propheten Jonas kennzeichnend gewesen zu sein. So wich er dem Auftrag Jahwes, der ihm nicht paßte, aus und gibt das dann gegen Ende der Geschichte auch zu: „Eben darum wollte ich ja nach Tarschisch fliehen, denn ich wußte, daß du ein gnädiger und barmherziger Gott bist, langmütig und reich an Huld.“ (Jona 4,2) Und als der langmütige Jahwe Ninive nicht vernichtet und zudem ein gewaltiger Sonnenstich den Jonas trifft, da wünscht er sich den Tod als letzte Ausflucht. „Darum nimm mir jetzt lieber das Leben, Herr! Denn es ist für mich besser zu sterben als zu leben!“ (Jona 4,3) Tod als die äußerste Form von Flucht- und Ausfluchtverhalten: Entweder verschwindet die Mauer, die Grenze, oder ich mache mich aus dem Staub! Das Ergebnis ist in beiden Fällen gleich – das Problem existiert nicht mehr (oder vielleicht doch noch?).

Dieses Lösungsverhalten kann als umgekehrte, nach innen und gegen sich selbst gewendete Aggressivität bezeichnet werden. Am Beispiel von Jonas zeigt sich, daß an dieser Sicht einiges dran ist, denn: was für ein aggressives Potential ist in Jonas da! Es macht ihm nichts aus, eine ganze Stadt, „Ninive, die große Stadt, in der mehr als hundertzwanzigtausend Menschen leben, die nicht einmal rechts und links unterscheiden können – und außerdem so viel Vieh“ (Jona 4,11), untergehen zu sehen! Er setzt sich, „östlich von der Stadt nieder“ (Jona 4,5), um sie „seelenruhig“, vielleicht rachedürstig (Nietzsche sagte einmal, „ge-

recht“ klinge ihm verdächtig nach „gerächt“) untergehen zu sehen. Er überläßt die Aggressivität Jahwe. Für ihn selbst bleibt dann nur die Depression, die Wut auf sein Leben, der Todeswunsch!

Die Szene ist dramatisch. Aber gibt es nicht doch – nicht ganz selten – die Todeswünsche, wie es von Mark Twain in „Tom Sawyer und Huckleberry Finn“ geschildert wird, daß einer der Buben sich den Tod wünscht, damit dann die Tante am Grab endlich erkennt, wer er ist! Und gibt es nicht so viele kleine Traurigkeiten, Lahmheiten, Müdigkeiten, Lustlosigkeiten, Fadheiten, die ihren Ursprung schlicht in einer unterdrückten Wut (die dann im Bauch oder Kopf sitzt und ihr Unwesen treibt) haben? Was bleibt, ist ein Leben auf Sparflamme, vielleicht auch aus halbbewußter Angst, was da in Brand geraten könnte, wenn auf einmal alle Wut losbräche. Oder vielleicht geht einer – das ist eine Sache des Charakters und der Phantasie – auf „Krankheitsgewinn“ aus, d.h. läßt sich auf seinem Sitz vor der Klagemauer trösten und verwöhnen und bemitleiden; und wer intellektueller ist, entwirft vielleicht eine pessimistische Daseinsphilosophie. – Es gibt viele Möglichkeiten, die alle eins gemeinsam haben: Flucht vor der Wirklichkeit. Das mag für eine Zeit sogar sinnvoll und das einzige Mögliche sein, aber Lebensflucht als Lebenshaltung ist unfruchtbar.

Jesus vor Jerusalem:

„Als er näher kam und die Stadt sah, weinte er über sie“ (Lk 19, 41)

Auf dem Ölberg, auf der Talseite genau gegenüber den Stadtmauern Jerusalems, steht eine Kapelle mit dem Namen „Dominus flevit“, „der Herr hat geweint“. Diese Kapelle markiert eine bestimmte Weise, wie Jesus mit einer Grenze umgegangen ist: Er weint, er läßt es sich weh tun, daß Jerusalem, die Stadt, in deren Namen das Wort „Shalom“, „Friede“, steckt, ihn, den Friedensbringer, vor verschloßenen Toren stehen läßt: „Wenn doch auch du an diesem Tag erkannt hättest, was dir Frieden bringt.“ (Lk 19, 42)

Dem Weinen war anderes vorausgegangen: das vielmalige Anklopfen an den Toren Jerusalems: „Wie oft hab' ich gewollt, ihr aber habt nicht gewollt!“ Jedes Wort, jedes Gleichnis, jede Erzählung Jesu war ein Pochen an die Herzenstüre Israels und der Menschheit; jede Geste, jede Tat, jede Heilung war der Versuch, Türen zu öffnen, Grenzen abzubauen. Was tut Jesus angesichts der Vergeblichkeit, in der Erfahrung des „Umsonst“? Er nimmt die Situation wahr, er sieht die trutzigen Mauern und – er weint aus der Trauer seines Herzens. Hierin liegt das entscheidende und erlösende Geheimnis: Jesus läßt sich weh tun, was weh tut. Und in der Kindlichkeit der eigenen Seele, die er selber eine Voraussetzung für das Eingehen in das Reich Gottes nennt, tut er, was Kinder tun, wenn ihnen etwas weh tut: Er weint. Er frißt die Trauer nicht in sich hinein, daß sie sich zu einem depressiven Knäuel in ihm verknotet. Und er übertönt nicht den eigenen Seelenschmerz durch aggressives Imponier- und Drohgehabe nach außen. So heißt es, wenn man mit einer Grenze nicht zurechtkommt, sich zu fragen und zu sagen: „Tut dir etwas weh? Dann laß die Wahrheit dieses Schmerzes zu. Sie wird dich freier machen! Und sie wird dich der Christusliebe näher bringen.“

Sich auf die Spur des „Christus in uns“ zu begeben, könnte bedeuten, verschiedenste Lebenssituationen nochmals nachzuerleben: die Geschichte der Anklopfversuche und Abweisungen; die Geschichte des Trauerns, der Tränen und der Trauerarbeit. In all diesen verschiedenen Geschichten geht es um *eine* Geschichte, nämlich die unserer Hoffnung. So wie die Klagemauer in Jerusalem für die Juden auch heute noch eine Mauer der Hoffnung ist; wenn sie dort stehen, sich immer wieder mit ihrem Leib ihr zuneigen, klagend, dann stecken sie oft noch ein Zettelchen in eine Ritze, auf der eine Bitte, eine Hoffnung ausgedrückt ist.

Jesus im Tempel:

....und begann, alle Händler hinauszutreiben“ (Lk 19, 45)

Jesus weint; Jesus trauert; Jesus klagt; Jesus spricht klärende Gerichtsworte und – Jesus geht weiter und wirkt weiter. Er macht die Mauern Jerusalems nicht zu einer endlosen Klagemauer, an der er resigniert, sondern er handelt weiter. Und zwar ganz handgreiflich. Unmittelbar nach der Szene gegenüber der Stadt wird eine andere eindringliche gezeigt: „Dann ging er in den Tempel und begann, die Händler hinauszutreiben. Er sagte zu ihnen: In der Schrift steht: Mein Haus soll ein Haus des Gebetes sein. Ihr aber habt daraus eine Räuberhöhle gemacht.“ (Lk 19, 45f.)

Eine Szene, die so hart ist, daß Lukas sie schon gemildert hat und nicht von den Stricken schreibt, mit denen Jesus die Händler hinaustrieb. Und es ist auch wirklich nicht leicht, vom Blick auf das Äußere her eine Unterscheidung von heiligem und unheiligem Zorn zu treffen. Die Unterscheidung ist wohl nur für den zu treffen, der sich erinnert, daß Jesus bei seiner Gefangennahme mahnt: „Wer das Schwert ergreift, kommt durch das Schwert um“, oder wem eine andere kleine, aber bemerkenswerte Stelle bewußt ist, als die „Donnersöhne“ (so nennt ER sie!) wieder einmal dreinfahren wollen: Als nämlich Jesus auf seinem Weg nach Jerusalem in einem samaritischen Dorf verschlossene Türen findet, d. h. nicht für die Nacht aufgenommen wird, da reagieren Jakobus und Johannes mit den Worten: „Herr, sollen wir befehlen, daß Feuer vom Himmel fällt und sie vernichtet? Da wandte er sich um und wies sie zurecht. Und sie gingen zusammen in ein anderes Dorf.“ (Lk 9, 54–56) Einige Textzeugen fügen sogar noch hinzu: „Ihr wißt nicht, was für ein Geist aus euch spricht. Der Menschensohn ist nicht gekommen, um Menschen zu vernichten, sondern um sie zu retten.“

In Jesus, dem Menschenretter, gehen angesichts von Grenzen Sanftmut und Zorn, Leiden und Handeln zusammen. Vielleicht wird das nirgendwo so deutlich wie in der Szene der Heilung eines Mannes mit einer verdornten Hand. Als die in Gesetzesräume Eingespererten keine Antwort auf die Frage wagen, ob man am Sabbat Gutes tun, d. h. heilen, dürfe, da heißt es: „Und er sah sie der Reihe nach an, voll Zorn und Trauer über ihr verstocktes Herz.“ (Mk 3, 5) Von und durch Jesus lernen heißt, befähigter zu echtem Trauern und „heiligem Zorn“ zu werden.

Jesus am Kreuz:*„Außerhalb des Tores gelitten“ (Hebr 13, 12)*

Jesus blieb nicht im Schatten der Klagemauer, und er versteinerte nicht im Rückblick wie die Frau von Lot, die auf Sodom und Gomorrha zurückschaute. Jesus ist weitergegangen – bis es nicht mehr weiterging, bis zur Gefangennahme, bis zur Kreuzigung, bis zum Tod. Und bei diesem Tod, bei diesem Sterben hatte er noch einmal die Mauern Jerusalems vor Augen. Der Verfasser des Hebräerbriefes verweist darauf: „Denn die Körper der Tiere, deren Blut vom Hohenpriester zur Sühnung der Sünde in das Heiligtum gebracht wird, werden außerhalb des Lagers verbrannt. Deshalb hat auch Jesus, um durch sein eigenes Blut das Volk zu heiligen, außerhalb des Tores gelitten.“ (Hebr 13, 11 f.) So hat Jesus im Tod, dem stärksten Ausdruck von Grenze, noch einmal die Mauern Jerusalems vor Augen, die ihn ausgrenzten. Und was ohne die Augen des Glaubens sichtbar ist, ist dies: Da ist jemand endgültig an einer Grenze gescheitert. Und auch die Auferstehung Jesu bedeutet nicht, daß er das Sterben rückgängig macht; er kehrt nicht wie Lazarus in „dieses“ Leben zurück. Noch in den verklärten Wunden zeigt sich, daß die Grenze angenommen wurde. Und der Abschied von den Jüngern ist ein wirklicher Abschied – auch wenn es heißt: „Es ist gut für euch, daß ich gehe.“

So kann echter Glaube auch nicht der Versuch sein, wirkliche und in gewissem Sinn endgültige Grenzen nicht wahrhaben zu wollen, hinwegzuideologisieren oder hinwegzuspiritualisieren. Paulus wußte um diese Versuchung, als er die Korinther mahnen mußte, daß sie, auch wenn sie mit Christus gestorben und auferstanden sind, doch noch leiblich sterben und den Tod im Glauben durchleben müßten.

Gerade an den endgültigen Grenzen und zumal an der Grenze des Todes zeigen sich das vielfältige Verhalten und die inneren Einstellungen des Menschen zu Grenzen. Und so ist es wohl kein Zufall, daß E. Kübler-Ross gerade beim Umgang mit Sterbenden deren vielfältige Umgangsweise mit der Todesgrenze entdeckte. Es scheinen vor allem die Einstellungen zu sein: Nichtwahrhaben-wollen, Zorn, Verhandeln, Depression, Zustimmung. Es fällt nicht schwer, diese Reaktionsweisen bei jedem, auch alltäglichen, „Grenzfall“ mehr oder minder deutlich und mehr oder weniger vermischt und sich abwechselnd zu beobachten. Auch bei Jesus sieht man verschiedene Reaktionen: Eine Zeitlang verbirgt er sich; am Grab seines Freundes Lazarus herrscht er den Tod voll Zorn an; am Ölberg ringt, kämpft, „verhandelt“ er; seine Seele „ist betrübt bis in den Tod“; der Gebetsruf „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ zeigt sein Fragen, und im Sterbewort „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist“ wird eine letzte Einwilligung offenbar. Eine Einwilligung, welche die Grenze annimmt und sie überwindet: „Wenn ich erhöht bin, am Kreuz, werde ich alle an mich ziehen!“

Die Frauen vor dem Grab:

„Doch als sie hinklickten, sahen sie, daß der Stein schon weggewälzt war“
(Mk 16, 4)

Selbst die Todesgrenze schien für die, die den Tod Jesu wollten, nicht endgültig genug gewesen zu sein. Darum wurde das Grab selbst noch bewacht, sicherheitshalber. Es wäre nicht nötig gewesen. Die Frauen kamen nur, um Jesus zu salben, einen letzten Liebesdienst zu tun. Bei ihrem Gang bewegt sie bei all ihrer Trauer die ganz praktische Frage: „Wer könnte uns den Stein vom Eingang des Grabes wegwälzen?“ (Mk 16, 3) Die Frage ist verständlich, denn es heißt vom Stein: „Er war sehr groß.“ Und als sie richtig hinschauen – da ist er schon weggewälzt.

Auch dies ist eine Erfahrung mit bedrängenden Mauern, mit von Menschen aufgestellten Hindernissen und mit Problemen, mit denen man sich herumplagt: Über Nacht manchesmal kann die Seele ganz leicht werden. Eine Situation ändert sich ohne viel eigenes Zutun. Der Nachbar mit dem Hund, vor dem die Kinder Angst hatten, zieht weg; ein neuer Chef kommt ins Büro; eine umgänglichere und kompetentere Oberin übernimmt die Leitung eines Hauses; ein unerwartetes Erbe beseitigt finanzielle Sorgen usw. Auch für innere Blockaden kann dies gelten: Über Jahre oder jahrzehntelang kämpft jemand mit einer Suchtproblematik und wird auf wunderbare Weise durch ein Gebet geheilt oder findet zu einer Gruppe, bei der er vom ersten Augenblick an spürt, daß sie ihm wirksam helfen wird auf seinem Gesundungsweg. Menschen suchen Gott, versuchen von einer Fessel der Sünde loszukommen, und „plötzlich“, „wie von selbst“ wird das Gesuchte geschenkt. – Diese Weise der Lösung zeigt sich in der Frage: „Wie soll Gott unsere Probleme lösen, wenn wir sie ihm nicht überlassen?“ Manchesmal scheint es geradezu so zu sein, daß die verkrampten Versuche, Grenzen zu beseitigen, einen darauf fixieren. Fast ist es dann so wie in dem Witz von dem Betrunkenen, der um eine Litfaßsäule herumkreist und angstvoll schreit: „Hilfe, ich bin eingeschlossen!“ So kann man um ein Problem dauernd herumkreisen, mit benebeltem Kopf, und siehe da: man hebt die Augen, schaut genau hin – und der Stein ist weg, die Grenze überwunden.

Der Auferstandene:

„Als die Jünger aus Furcht vor den Juden die Türen verschlossen hatten“
(Joh 20, 19)

Auch nach Jesu Sterben ist noch von Grenzen die Rede, von den Grenzen der Angst, der Furcht, des Kleinglaubens. Die Jünger verstecken sich und verrammeln ihren Versammlungsraum. Vom Herrn aber heißt es, daß er die Jünger anhaucht und ihnen den Heiligen Geist gibt. Dieser Geist ist es, der den Jüngern die Angst um sich selber nimmt und sie über sich hinaustreibt bis an die Grenzen der Erde. Im Geist ist der Herr ihnen immer und überall gegenwärtig und bleibt nicht ausgegrenzt, sondern nimmt in seinen Jüngern, in ihrer Mitte, immer wenn zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, Wohnung und Bleibe. In diesem Geist haben auch die Jünger jederzeit Zugang zum Vater, können in

ihm betend und liebend dem auferstandenen Herrn nahe sein: in Mangel und Überfluß, in Hunger und Sattsein, in Verfolgung und freundlicher Aufnahme – so sieht und erlebt es Paulus. Und die jungen Gemeinden erfahren die entgrenzende Kraft der Liebe Christi, der als der Friede in seiner Person die Feindschaft, die Mauern der Feindschaft niedergeissen hat. Da gilt dann nicht mehr Griechen und Barbar, Jude und Heide, Mann und Frau, Freier und Sklave, da sind alle eins: mitten *in allen Grenzen und Andersheiten auch darüber hinaus*. Da setzt sich auch fort, was die Frauen am Grab zuvor schon erfahren haben: Der Stein ist schon gewälzt. Was zuvor über ihre Kräfte zu gehen schien, das ist schon trotz ihrer Ohnmacht gewirkt: Der Herr hat den Grabstein, der die Todesgrenze endgültig markieren sollte, schon weggewälzt.

So kann alltägliches Christsein bedeuten, immer wieder darauf zu lauschen, wo Steine schon weggewälzt sind, wo Auferstehung „*mitten am Tag*“ (Marie Luise Kaschnitz) sich ereignet: in einem Lächeln mitten in einer beängstigenden Situation; in einer Erfahrung mitten in einer von Jesus seliggepriesenen Armut; in einem Schmerz, aus dem eine Freude zu keimen beginnt; in einer Freiheit mitten in allen Einengungen; in einer Gelassenheit trotz aller Verleumdungen; in einem Frieden angesichts von Anfeindungen; in einem Wahrnehmen von unendlichem Geheimnis mitten in allen Begrenztheiten.

Der Traum vom himmlischen Jerusalem:

„Die Stadt hat eine große und hohe Mauer mit zwölf Toren“ (Offb 21, 12)

Dort, wo die Genzen spürbar sind, da wachsen auch die Träume: Nirgendwo wird das Lied von der Freiheit so laut gesungen wie in der Gefangenschaft; nirgendwo stehen einem so die Bilder von Trank und Speise vor Augen wie in sengender Hitze und beim Wandern mit leerem Brotbeutel; und wie ist einem Liebenden der Mensch nahe, den er liebt und der ihm fehlt! Raum und Zeit für Träume. – Die Apokalypse, das letzte Buch der Heiligen Schrift, das Sehnsuchtsbuch – „*Maranatha – Ach, komm doch, Herr!*“ – ist ein Buch von Visionen und Glaubenträumen. Ein zentrales visionäres Traumbild ist das vom neuen Jerusalem. Dieses neue Jerusalem lässt seinen Friedensbringer nicht mehr draußen stehen, sondern es kommt von Gott her aus dem Himmel herab, „bereit wie eine Braut, die sich für ihren Mann geschmückt hat“ (Offb 21,2). Die neue, heilige Stadt Jerusalem ist von der Herrlichkeit des Herrn erfüllt; sie glänzt wie ein kostbarer Edelstein, wie ein kristallklarer Jaspis; auf ihren Toren sind die Namen der zwölf Stämme geschrieben; die Straßen der Stadt sind aus reinem Gold.

In all den menschlichen Träumen und Wünschen und Sehnsüchten und Erwartungen und Utopien und Poesien und Theologien sind Ahnungen und Bausteine von dieser Stadt aufbewahrt, die Mauern hat, die aber nicht Hindernis, sondern Wohnraum sind, und deren Tore nicht verschlossen sind, sondern einladend wie ausgebreitete Arme:

Einen Tempel sah ich nicht in der Stadt. Denn der Herr, ihr Gott, der Herrscher über die ganze Schöpfung, ist ihr Tempel, er und das Lamm. Die

Stadt braucht weder Sonne noch Mond, die ihr leuchten. Denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm. Die Völker werden in diesem Licht einhergehen, und die Könige der Erde werden ihre Pracht in die Stadt bringen. Ihre Tore werden den ganzen Tag nicht geschlossen – Nacht wird es dort nicht mehr geben. (Offb 21,22–25)

„Deine Mauern habe ich immer vor Augen“ (Jes 49,16)

Von Jahwe heißt es, daß er die Mauern seines Volkes immer vor Augen hat und es lehrt, sich mit Grenzen auseinanderzusetzen.

Vielleicht ist beim Lesen der Modelle des Umgangs mit Grenzen die Frage aufgetaucht, wie das Gesagte für geistliches Leben fruchtbar zu machen sei. Ein paar Hinweise mögen da eine Richtung zeigen.

- Eine erste Wirkung kann in einem Wiedererkennen beim sorgsamen Lesen geschehen: „Ja, da sehe ich mich selber. So oder so ähnlich geschieht das auch bei mir.“ Es ginge also darum, das Gelesene wie einen Spiegel zu benützen.
- In dem Text selber sind eine Reihe von Besinnungsfragen, denen man nachgehen kann. So sieht man deutlicher, wie das eigene Leben und Empfinden und Verhalten „läuft“. Dabei ist es hilfreich, sich zu fragen: Was sind meine bevorzugten Weisen, mich zu geben und zu empfinden? Was ist mein Hauptmodell? Was ist eher ein Ausnahmeverhalten? Oder wie wechseln sich die Modelle in meinem Leben je nach Situation – daheim, im Beruf usw. – ab?
- Im konkreten Erleben kann es hilfreich sein, sich schnell und leise zum Bewußtsein kommen zu lassen: „Ja, jetzt bin ich verärgert oder depressiv; ich stehe da wohl vor einer Mauer! Was will ich eigentlich? Wer oder was stellt sich dem entgegen? Wie hab' ich spontan reagiert? In welche Richtung möchte ich mich umstimmen lassen können?“ – Allein schon das Bewußtsein der typischen Struktur, die dem inneren Geschehen zugrunde liegt, kann einen befreienden Abstand schaffen helfen und die Seele bewegungsfähiger machen.
- Eine langfristigere Arbeit kann sein, sich auf lebensgeschichtliche Betrachtungen einzulassen: Wo lagen in meinem Leben Grenzerfahrungen? Wie erlebte ich sie? Wie ging ich mit ihnen um? Wo waren wichtige Lebensereignisse, die sich für mich gar nicht mit dem Wort „Grenzprobleme“ verbunden haben, die es aber im Grunde waren? Wirft die neue Betrachtungsweise ein anderes Licht auf das Geschehene?
- Vom Gesagten her bietet es sich an, das eigene Leben mit biblischen Ereignissen in Beziehung zu bringen. Vielleicht eröffnet sich sogar ein neuer Zugang zu Texten der Heiligen Schrift. Tiefer noch gesehen: Es geht beim Ganzen ja nicht um eine fast technische Frage psychischer Selbstregulierung, sondern um die Früchte des Geistes und des Ungeistes. Das Wachsen in der Geduld, die für Paulus das Grundkennzeichen der Liebe ist, und der Erwerb der „schwierigen Kunst, zu zürnen ohne zu sündigen“ – so Johannes Tauler –, sind angefragt.

- Wer in einer ausführlichen Wortkonkordanz nachschaut unter dem Stichwort „Mauer“, wird entdecken, was für eine Fülle von verschiedenen Schattierungen im Umgang mit Grenzen dort noch zu finden sind, die gar nicht ausgeführt wurden. Nicht nur manche erfrischende und interessante Bibelstelle lässt sich da finden, sondern tiefer noch der Zugang zu dem Jesus, der weint und zürnt – und beides aus dem einen Herzen göttlich-menschlicher Liebe heraus.

Was kann uns aus der wachen Begegnung mit Grenzen zuwachsen? Vielleicht der Trost, den das Gottesvolk Israel geschenkt bekam. Vor allem den, daß es nicht allein um seine Grenzen besorgt sein muß. Jahwes Trost für Israel lautet: „Sieh her: Ich habe dich eingezeichnet in meine Hände, deine Mauern habe ich immer vor Augen. Deine Erbauer eilen herbei, und alle, die dich zerstört haben, ziehen davon.“ (Jes 49,16f.) Wem dieser Glaube geschenkt wird, der kann auch jubeln: „Mit meinem Gott überspringe ich Mauern.“ (Ps 18,30)

Willi Lambert, Augsburg

AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

Für ein Stück Land in den Tod

Portraits von „Märtyrern“ der Landlosenbewegung in Brasilien

Ein Lkw rast mit voller Geschwindigkeit in eine Menge demonstrierender Kleinbauern – 31. März 1987. Drei „companheiros“ kommen dabei ums Leben; unter ihnen Roseli Salete Nunes da Silva, Mutter von drei Kindern, eine der „Anführerinnen“ der Landlosenbewegung. „Eu prefiro morrer lutando, de que morrer de fome“ – *Ich ziehe es vor im Kampf zu sterben, anstatt zu verhungern.* Der Wahlspruch von Roseli wird zur blutigen Wahrheit.

Die Gedenkveranstaltung zum zweiten Jahrestag des „Unfalls“ wird für uns – wir sind in Brasilien unterwegs – zu einer Begegnung mit lebenden und toten „Märtyrern“. Zweitausend Kleinbauern haben sich heute auf dem zentralen Platz in Sarandi, Bundesstaat Rio Grande do Sul, Südbrasilien, zusammengefunden. Menschen aus der ganzen Umgebung sind gekommen, um ihrer Forderung nach einer gerechteren Landverteilung Nachdruck zu verleihen. Die Kirchen, die Gewerkschaft der Landarbeiter, Frauenorganisationen und die Landlosenbewegung haben dazu eingeladen. Gemeinsam verfolgen sie nur ein Ziel: den Traum von einem Stück Land zu verwirklichen.